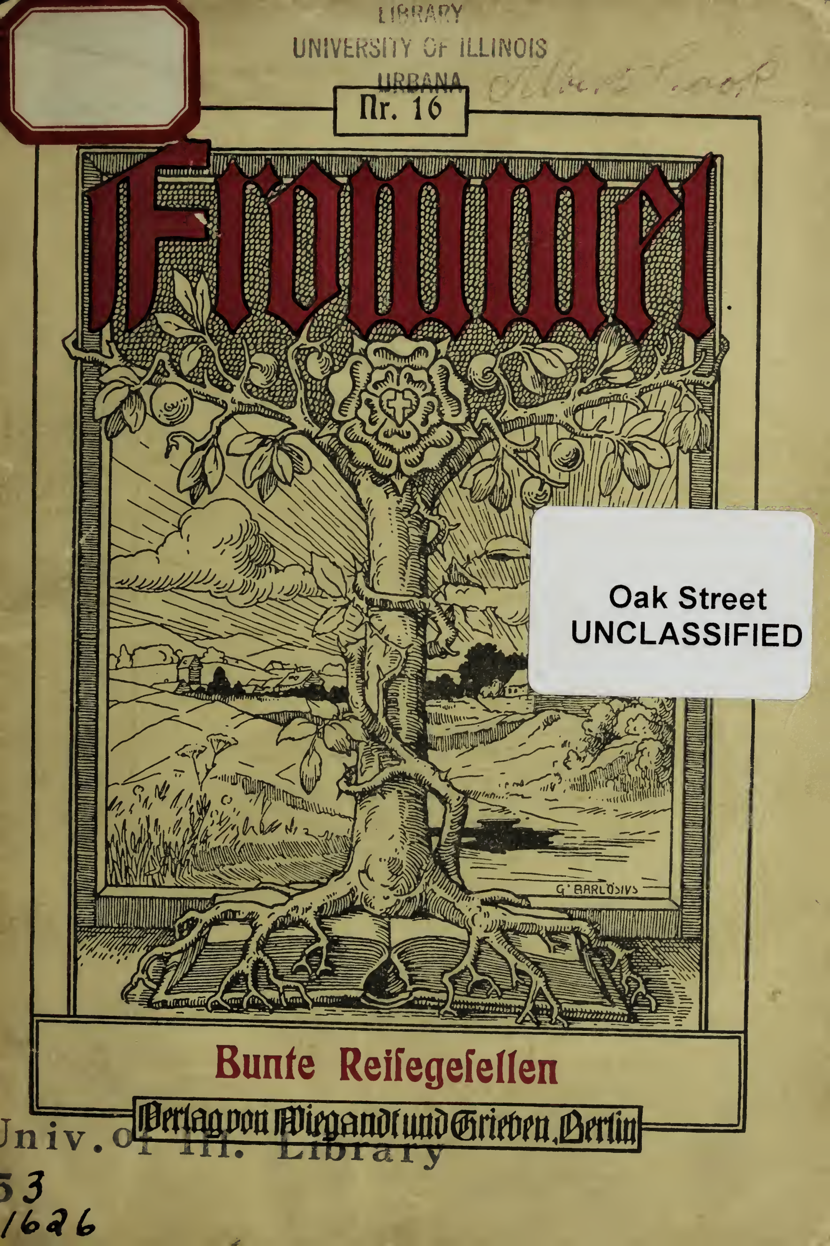
Nr. 16



Bunte Reisegesellen

Verlag von Wiegandt und Grieben, Berlin



Bunte Reisegesellen und eine Nacht im Tauernhause.

'S war in den Jahren, da einen weder die Wissenschaft noch der Geldbeutel durch ihre Schwere drücken, als sich etliche Studentlein von Erlangen aufmachten, um die Welt zu besehen, ob sie auch wirklich so rund sei, wie der Herr Professor sagte. Es waren ihrer drei, die dies Experiment machen wollten. So verschieden sie auch sonst waren, in einem waren sie eins: Sie waren drei wackere Musikanten. Der eine sang einen hohen Tenor und brauchte keine Feuerleiter, um zum hohen C hinauf zu klettern; der zweite hatte eine schöne melodische Mittelstimme, und des Basses Grundgewalt war dem dritten verliehen. In hübschem „wassergeprüften“ Sacke verpackt, war das Notenbuch eines jeden umgehängt,

um gleich losschießen zu können. Zwei hatten einen ehrlichen Ranzen, der dritte aber hatte von einer „Nichte" einen „Berliner Koffer", so eine Art Reisetasche mit Blumenbuketten verziert erhalten und trug ihn derselben zu Ehren. Die Finanzmittel waren sehr mäßig und auf kein „Hotel du lac" oder desgleichen, aber wohl auf die niedere Tierwelt berechnet, auf „Bär" und „Ochsen", „Karpfen" und „Storch" und im Notfall auch auf Heuschober und Tannenbäume. Aber die klingenden Stimmen und die klingende und singende Brust waren mehr wert als die klingenden Münzen. „Hat man nichts mehr, dann sieht man auch nichts mehr, so wird rechts abgeschwenkt und umgekehrt," das war die Reiseparole. So die drei.

Derweilen sie ausziehen und mit feinem Instinkt die Gassen vermeiden, in welchen es noch was zu zahlen gab, ging zu London in Regentstreet Nr. 86 ein großer hagerer Mann, dem man den Engländer auf tausend Schritt ansah, in seiner Stube auf und ab. Auf dem Tische lagen der rote Bädeker, der auf englisch „Murray" heißt, und Landkarten. Er hatte offenbar Reisegedanken. Und niemand hinderte ihn dran, weder sein Weib noch sein Geld. Denn das erste besaß er nicht, desto mehr aber

vom zweiten. Ob ihn am Fuß das Zipperlein plagte, oder im oberen Stockwerke der Spleen, oder ob er um diese Zeit überhaupt gewohnt war, sich in London unsichtbar zu machen, das weiß der Verfasser nicht zu sagen. Aber es lag bei aller Engländerhaftigkeit in dem Gesichte des stillen Herrn etwas, was wie ein Schleier aussah, hinter dem ein anderes Bild steckt. Es gibt ja solche Leute, deren spröde, äußere Schale doch dann und wann den süßen Kern verrät; Leute, die mehr sind, als sie scheinen. — Er öffnete das Fenster und schaute hinaus auf die wogende Straße, auf der sich in der lauen Sommernacht die Leute herumtrieben, klopfte an sein Barometer und sah nach, wieviel Uhr es darauf geschlagen, und klingelte zuletzt. Ein alter rotköpfiger Bedienter im herrschaftlichen Kleide kam herein. „James, wir reisen morgen um 10 Uhr. Du wirst die Koffer packen und nichts vergessen. Den Tee habe ich hier, die Maschine ist dort. Sorge für alles, alter Junge, und für Dich selbst. Du weckst mich früh um 6,“ so befahl in weichem Tone der Herr dem Rotkopf. —

„Gehn wir weit?“ fragte er den Herrn, „und auf wie lange ohngefähr?“

„Nun, James, ein paar Wochen werden uns gut tun. Wohin, das weiß ich selbst noch

nicht, wir gehen zuerst nach dem Kontinent, und das andere findet sich.“

„Immer noch der Alte,“ murmelte der Rotkopf, als er draußen war, — „man weiß nie, wohin es geht.“

Des Morgens fuhren die beiden zu London Bridgestation und sausten mit dem Zuge nach Dover.

Derweilen aber stieg im lieben, deutschen Vaterlande ein Pärchen in die bekränzte Hochzeitskutsche. Sie kamen vom Hochzeitsaltar und Hochzeitsessen und hatten sich in der Stille davongemacht. Nur die Mutter der Braut war mitgegangen und hatte dem Töchterlein das graue Reisekleid angelegt und es mit Tränen gesegnet. ’S ist ja freilich nur ein Schritt aus dem Vaterhause in die Hochzeitskutsche, aber ’s ist eben nicht ein Schritt wie ein anderer. Drum schaute ihr die Mutter noch lange nach, bis der Wagen um die Waldecke bog und ihren Blicken entschwand. Die zwei freuten sich, daß sie endlich ohne Onkel und Basen waren und fuhren fröhlich in die Welt hinein zur Eisenbahnstation.

„Nun geht’s in die weite, weite Welt hinein, liebes Kind,“ sagte der junge Mann, „da wirst Du, Sandhase, einmal Deine blauen Wunder sehen.“

„Ach bei uns ist's auch schön," meinte das junge Frauchen, „aber mit Dir fahre ich schon in die weite Welt hinein. 'S ist mir zwar ein wenig gruselig dabei vor den vielen Menschen, was man da reden soll."

„Sag Du ihnen nur, daß Du mich lieb hast und es keinen besseren Mann auf der Welt gibt als mich," meinte bescheiden der junge Eheherr, „dann hast Du gewiß nichts Dummes gesagt."

So fuhren die zwei von dannen und wußten nicht, daß der Langerichtsassessor Robert Berneck aus Buchau im bayrischen Wald sich bereits Jahre lang auf eine Reise gefreut hatte. Endlich hatte er Urlaub erhalten. Ein stiller Mondschein lagerte sich schon über das Haupt des Mannes, wiewohl er erst in dem Anfang der Vierziger stand. Das Amtsleben hatte ihm das ganze bayrische Wappen, den Löwen mitsamt den blauweißen Weckschnitten derart ins Gesicht gestempelt, daß kaum noch eine Spur des eigentlichen Menschen zu sehen war, der in früheren Jahren nicht so ganz übel gewesen sein mochte. — Er hatte lange zu tun, bis er seine Siebensachen beieinander hatte. Nachgerade war er an so viele Bedürfnisse gewöhnt worden, und vorsorglich für alle Zukunft wanderte in das Ränzlein, das er

noch aus alten Tagen besaß, eine ganze Haushaltung nebst einer Apotheke. Utensilien, wie: Salben für frisch gelaufene Blasen an den Füßen, Opodeldoc für mögliche Verletzungen, Kamillentee für Leibschneiden, Storchenfett für Entzündungen waren nicht vergessen. Eine neue graue Joppe mit grünem Aufschlag, ein spitziger Tirolerhut mit Gemsbart, alles elegant hergestellt nach seiner Angabe, vollendeten den Anzug. Bergschuhe, höchst unzweckmäßig mit dicken Nägeln beschlagen, welche die möglichen Blasen zur Sicherheit in Aussicht stellten, wurden angezogen, und der Alpenstock, den er von einem Freund geerbt hatte, stand auch bereit. Als seine Lena, die niederbayrische Haushälterin, hereintrat und ihren Herrn also sah, schlug sie die Hände zusammen und meinte im stillen, ihr Herr sei wohl nicht ganz bei Trost. Denn bisher hatte sie ihn nur in seinem ehrbaren Landassessorrock und der Mütze mit der Krone und dem „L" drunter gesehen und hatte jedesmal vor ihm einen Knix gemacht, als ob er die „Hochwürden" des Orts wäre, jetzt aber war er ihr ganz in die Abteilung „Mensch" heruntergesunken.

„Nun, Lena, gefall' ich Dir nicht so?" meinte der Landgerichtsassessor. „Ja," sagte sie, „jung schaun's schon völlig aus, aber halt

e bissel verputzelt (vermummt), und kennen tut's Jhna koan Mensch hier in der Gegend."

„Das will ich gerade, Lena. Ich will Mensch sein, ganzer, voller Mensch und hingehen, wo mich niemand kennt und ahnt, daß ich ein Beamter bin."

„A Mensch will er sein," murmelte die Lena vor sich, „sonst hat er als gesagt, daß er a Aktenvieh sei. Dös begreif i jetzt schon."

„Morgen geht's fort, Lena, da sind die Schlüssel, und wecken tust mich auch, denn ich muß fort, eh' mich einer von den Herren hier sieht."

„Da haben's völlig recht," meinte die Lena, „denn koan Mensch tät's Jhna für unsern gnädigen Herrn halten." —

Des Morgens früh blies der himmelblaue Postillon hinaus in die frische Morgenluft. Der Postexpeditor schmunzelte, als er den Landgerichtsassessor so „verputzelt" sah und wünschte „allerseits eine glückliche Reise." Nach fünf Stunden saß die graue Joppe im Eisenbahncoupé und tat „völlig fremd" den Reisenden gegenüber.

Und abermalen saßen derweilen schon im Zuge von Stuttgart her eine, trotz ihrer Dreißig noch jugendlich aussehende Dame mit drei gleichgekleideten jungen Mädchen von fünf-

zehn bis siebzehn Jahren. Wer sich einigermaßen auf Menschen zu verstehen glaubte, dem schien's unaussprechlich klar: „Institutsvorsteherin nebst drei Pflegebefohlenen.“ Die letzteren mußten wohl von denen sein, die zur geringeren Freude der ersteren auch die großen Ferien dableiben, weil ihre Eltern selbst verreist sind. Anna, Lina und Else hießen die drei Mädchen, die immer lachten, wenn sie der Blick ihrer Hüterin nicht traf. Denn alles kam ihnen lächerlich vor. Jugendlust und Freude, Unschuld und Kindlichkeit schauten aus den Augen, sie schienen so froh, dem Schulszepter entronnen zu sein und wären, wenn man sie aufs Gewissen gefragt, am allerliebsten allein gereist. Und doch schaute die Dame nicht grämlich drein; nur dann, wenn das Lachen zu toll wurde, oder wenn eine aus der wohlgefüllten Reisetasche einen allzugroßen Brocken hinunterwürgen wollte, sah sie mahnend auf. Wenn sie aber still einmal schlief, da zuckte es über die schönen Züge wie Sonnenschein, als dächte sie eigener, schöner Jugendtage. —

So verschieden diese sämtlichen Reisenden auszogen, keiner dachte, daß sie alle sich an einem Orte, unter einem Dache finden würden, und doch geschah's also. Alle hatten das-

selbe Ziel gewählt: das Salzkammergut. Die einen wollten von da hinüber über die Tauern hinuntersteigen nach Kärnten und von da hinab nach Italien — die andern kamen schon daher und wollten den Weg durchs Salzkammergut zurück.

Die Studenten waren im Stellwagen, der von Werfen nach Lend fährt, bereits mit der „Institutsvorsteherin" bekannt geworden, die vorn im Coupé saß mit ihren Pflegebefohlenen. Aber freilich nicht so, daß sie's gewußt oder sie überhaupt gesehen hätten. Das geschah aber also: Auf der Fahrt flatterte ein blauer Schleier aus dem Coupé lustig heraus am Wagen hin, worin hinten die Studios saßen. Da dachte der eine: „Wer mag wohl hinter dem blauen Schleier sein?" Er träumte sich in die Gedanken hinein und zuletzt ward der Schleier bei seiner Flatterhaftigkeit festgehalten und mittels einer Stecknadel ihm ein beschriebener Zettel angesteckt. Der Vers war von den dreien selbander geschmiedet und lautete:

Blauer Schleier — blauer Himmel!
Blaue Augen — blauer See!
Mir wird wohl im Weltgetümmel,
Wenn ich nur was Blaues seh'!
Blaue Augen! meine Wahl.
Seid gegrüßt viel tausendmal!

Er flatterte hinüber und ward angehalten. Man hörte von drüben nichts als ein Kichern und Lachen, und bald flatterte der Schleier wieder hinaus in die Luft. Ein neuer Zettel war angesteckt. Und darauf:

Fehl getroffen! nichts von Bläue.
Weder Aug' noch sonst etwas!
Unterm Hut ein altes Fräulein!
Sagt ihr Herrn, gefiel euch das?

Wieder ward der Schleier von den dreien gefangen, der Zettel abgenommen und bald flatterte wieder ein neuer Vers herüber.

Auch ein altes, graues Fräulein
Ist uns lieb und ehrenwert —
Ist nur unterm blauen Schleier
Ihr ein junges Herz beschert! —

Noch zweimal ging der Schleier hin und her; den Studenten ging aber nachgerade die Poesie aus, und sie zogen die Liederbücher hervor und fingen an zu singen. Im ganzen Stellwagen ward's still, als die frischen Lieder so hinaus in die Luft schmetterten.

Als man in Lend ausstieg, wo sich der Weg teilt nach der Gastein durch die finstere Klamm, und nach Zell am See dem Pinschgau zu — trafen die Studenten mit ihren Korrespondentinnen zusammen. Der zweite Tenor schritt auf die Vorsteherin zu und entschuldigte

sich in wohlgesetzten Ausdrücken über ihre Freiheit. „Sie haben sich nicht zu entschuldigen, Sie haben uns durch Ihre Verse und Ihren Gesang die Fahrt verschönert. Hier in der herrlichen Natur ist auch dem Menschen mehr gestattet als in den dumpfen Städten," antwortete das Fräulein. Die drei jungen Mädchen kicherten sich wieder an, als sie die flotten Poeten sahen und gaben verlegen Antwort auf ihre Fragen. Nach einer Stunde trennte man sich. Die Studenten zogen dem Pinschgau zu, das Fräulein mit ihrem Anhang hinauf nach Gastein. Man wünschte sich allerseits wieder eine glückliche Reise. Die Studenten sangen am Postwagen noch eins von den blauen Augen; die blauen Schleier nickten dankend und fuhren hinauf den steilen Weg. —

Auf dem Pasterzengletscher, der sich hinter dem Fuschertal hinauf dehnt, schritt eine hagere Gestalt in verwittertem Lodenkittel, grünen, hohen Strümpfen und spitzem Hut, einem etwas behäbigen Herrn voran, der öfters stehen blieb und sich den Schweiß von der Stirn wischte. So sicher der Alte trotz des schweren Ranzens und dicken Plaids einherstieg, immer schweigend und ruhig voran, so keuchend kam der zweite hinterher. Das Alpen-

steigen schien ihm ein ungewohntes Geschäft und Vergnügen zu sein und er machte ein so verzweifeltes Gesicht, als wollte er zu sich selber sagen: „Das war wieder einmal ein mordsdummer Streich von Dir, daß Du Dich da hinauf hast locken lassen, hättest auch die Gegend von unten ansehen können.“ Aber jetzt war nichts mehr zu machen, zurück war der Weg noch mühsamer als hinauf, darum vorwärts über den Schnee und die Eisschrunden.

„Geben's fein Obacht, daß nit fall'n und nit z' lang stehen bleiben! Dös tut koan gut,“ mahnte der Alte.

„Ja, Ihr habt gut reden,“ keuchte der Hintermann heraus, „Ihr seid die Sach' gewohnt, aber unser eins, was alleweil in der Stuben sitzt, brächt's halt nit fertig.“

Der geneigte Leser merkt, wen er vor sich hat. Oder ist's nicht unser Landgerichtsassessor, der so keucht und spricht? Hundertmal hat er schon den Pasterzengletscher und alle anderen Gletscher verwünscht und an seine Lena gedacht, die's jetzt so gut habe, weil ihr Herr fort sei, und er hatte sich doch so auf die Sommerfrische gefreut und sich einmal recht „auslaufen“ wollen. Jetzt tat ihm jeder Knochen weh, die warme Perücke unter dem spitzen

Tirolerhut tat ihm auch manchen Streich und verrückte sich so, daß der Scheitel bald hoch in die Mitte kam — und im Gasthause steckten die Leute die Köpfe zusammen und merkten gleich, daß er kein Tiroler war. „Dös sag' ich Euch," rief einmal halblaut ein Tiroler Student, der sich auf Menschenkenntnis etwas einbildete: „Dös is gar nix anders als a bayerischer Landgerichtsassesserl oder so was." Unser Freund war verstummt, er fühlte sich überall erkannt, wo er hinkam, und suchte deshalb immer einsamere Orte und Stege auf. So geriet er denn auch auf den obbemeldeten Gletscher auf Anraten des Führers. Eins tröstete ihn: eine Rast im Tauernhause, die ihm in baldige Aussicht gestellt wurde. Sie sollte ihm eher, als er dachte, zuteil werden. Der alte Führer stand nämlich plötzlich still, schaute nach allen Seiten hin und witterte wie ein Gemsbock in die Luft hinaus. Er beobachtete genau den Zug der Wolken, den Schnee unter den Füßen und die einzelnen Bergspitzen. Der Landgerichtsassessor spitzte auch die Ohren so hoch wie sein spitziger Tirolerhut, aber er merkte trotz allen Spitzens nichts. Endlich brach der Alte das Schweigen und sagte: „Gnädiger Herr! Können's Ihnen nit a bissel anstrengen? Es ist a so a Schneetreiben

im Anzug und gut wär's schon, wenn m'r unterkimmet!" Das fuhr dem Assessor in die Glieder, denn er hatte in Geschichten Schauriges vom Schneetreiben gelesen. „'S ist doch nicht gefährlich?" sagte er halblaut.

„Ha, gefährlich is rechtschaffen schon, wenn wir noch auf'm Eis sind. Aber so schnell kommt's grad nit."

Der Assessor vergaß seine Blasen und seine vom eingedrungenen Schnee nassen Füße und trieb zur Eile. Der Alte verbiß sich's Lachen über seinen Trabanten. Sie stiegen rüstig zu. Ringsumher ward's immer finsterer, die Bergspitzen gingen in leichtes Grau über, und dem Assessor jagten schon einzelne spitzige, eisharte Körner ins Gesicht. „Das ist der Anfang vom Schneetreiben," sagte er vor sich hin, und vor seinem Geiste stand die behagliche Amtsstube in Berneck, wo im Winter der Buchklotz knallte und der Amtsdiener fragte: „'s wird dem Herrn Assessor doch nicht zu kalt sein?" Nach stundenlangem Marsche, auf welchem jeder so seine Gedanken hatte, während der Schnee immer dichter fiel, zeigte sich in der Ferne ein Haus.

„Dös ist das Tauernhaus, gnädiger Herr, do können's Ihna ausruhen."

„Wie weit ist's noch bis hin?“ frug der Assessor.

„Ha, so a zwanzig Büchsenschuß' werden's völlig sein,“ meinte der Alte. Der Assessor wußte jetzt gerade so viel wie vorher. Denn er hatte mit Büchsenschüssen nur bei Gelegenheit von Forstfreveln zu tun und wußte über die Tragweite des Geschosses keinen weiteren Bescheid.

Endlich erreichten sie im dicksten Gestöber das Haus. Der Alte schob den Riegel zurück an der Tür, schüttelte den Schnee vom Lodenrock und vom Ranzen, den er abwarf und schritt mit seinem Herrn der Türe zu. Als sie öffneten, drang ihnen ein warmer Duft entgegen, der dem Assessor die Hitze in die vom Schneetreiben gehörig verarbeiteten Wangen jagte.

Eine bunte Gesellschaft saß schon an den Tischen und wandte sich neugierig nach dem Ankömmling um, der sofort auch vom Kopf bis zur Fußsohle gemustert ward. Der Assessor grüßte verlegen zuerst nach den Damen hinüber, deren vier auf einem Klümplein beieinander saßen, eine ältere und drei jüngere. Neben ihnen saß ein junges Paar. Alle hatten sich's bequem gemacht. Um den großen Ofen hingen die nassen Kleider und dampften

aus, und zwölf Schuhe standen unten und warteten aufs Trocknen. Es ist so was Eigenes, wenn Leute sich's schon heimisch gemacht in einem Gasthause, als ob sie da zu Hause wären und dann einem Wildfremden, der noch dazu kommt, zuschauen, bis dieser sich auch langsam häuslich niederläßt. Die ersteren haben das Gefühl der Sicherheit und schauen von ihrem festen Sitze herunter auf den, der sich noch erst seine Unterkunft gründen muß. Der Assessor suchte sich die Ecke aus, dicht unter dem grobgeschnitzten Kruzifix, das aus den verdorrten Palmsonntags-Birkenzweigen hervorschaute, in die sich die Fliegen als in ihr Nachtquartier verzogen, und bestellte sich einen roten Tiroler. Lang saß er nicht allein, denn draußen hörte man Stimmen, und drei junge Leute traten dicht beschneit herein. Die drei jungen Damen schauten auf und steckten die Köpfe zusammen und kicherten, als sie sie hereinkommen sahen. „Da sind sie wieder," sagte die kluge Elsa, „ganz gewiß, sie sind's." Ja sie waren's, die Studenten vom Werfener Stellwagen her, die auch ihrerseits sich sofort ehrerbietigst dem ältern Fräulein vorstellten.

„Was tausend, bei diesem Wetter kommen Sie herauf, meine Damen," sagte der erste

Tenor. „Wir wären fast verunglückt, das ist Ihnen ein schauderhaftes Wetter, da sollte man keinen Hund, geschweige denn eine Dame herausjagen."

„Hatten sie keinen Führer?" fragte die Dame, über die letzte Artigkeit etwas lächelnd.

„Führer? jamais! Wir gehören zum Verein der Selbsthilfe auf Ideen und andere Assoziationen. ‚Als der Nase nach', hatte der letzte Senne gesagt, ‚da könnens nit fehlen'. Und da sind wir endlich mit unsern verfrorenen Nasen hier aufgestoßen, als wir das Licht flimmern sahen, denn von Nasen war rein nichts mehr zu sehen, so rot sie auch funkelten."

Die drei standen immer noch, der Assessor verwunderte sich und gedachte der edlen Zeit, wo auch er sich einst die Freiheit genommen, ohne weiteres mit wildfremden Mägdlein anzubinden. Das Pärchen aber begriff bald den Zusammenhang der Sache und freute sich des Wiedersehens der Fremden. Denn in aller Eile hatten die geschwätzigen drei Elstern von ihrer Begegnung und den Gedichten den jungen Eheleuten erzählt.

Dem dicken Tauernwirt dauerte die Sache etwas zu lange mit der Vorstellung, und er fragte drum die drei: „Schaffens auch einen roten Tiroler —?"

„Ja freilich, teurer Onkel," rief der Baß, „roten und weißen und grauen, wie's kommt, nur was Nasses bei dem nassen Wetter."

Der Assessor lachte wieder in seiner Ecke und rückte etwas näher her. So war er ja auch einst in die Herberge gefallen und hatte gefragt: „Herr Wirt! was kostet das Mondviertel in Essig und Oel, ich zahl's." Die drei setzten sich zu ihm, er stellte sich vor und bald waren sie im tiefsten Gespräch. Der Assessor war froh, daß eine goldene Brücke von ihm zu den Damen hinüber geschlagen war, denn er fühlte sich längst zu irgend einer passenden Rede verpflichtet und hatte nur nicht gewußt, wie sie anbringen. Jetzt wurde auch er durch die Studenten vorgestellt, und der Tisch rückte zusammen. Man erzählte sich, woher man kam. Das Pärchen, das wir von früher kennen und in die Hochzeitskutsche geleitet haben, kam von Italien herauf, die Damen von Gastein kamen ebenfalls daher, die Studios hatten sich in Pinschgau herumgetrieben und kamen den Weg des Assessors.

„Ich muß mir nur einmal die Wirtschaft hier ansehen, ihr Leute," sagte der zweite Tenor, „denn das ist immer das erste," und fort war er. Nach einer starken Viertelstunde kam er von seiner Entdeckungsreise wieder.

„Nun, wie schaut's aus," riefen die zwei andern.

„Wie's ausschaut? Gar nicht ausschauen tut's. Draußen heult's und jagt's und wenn's so fort macht, so sind wir morgen alle hier eingeschneit, daß an ein Fortkommen nicht zu denken ist. Das ist das erste. Zum andern: mit dem Schlafen ist's alle für diese Nacht. Der bessere und schönere Teil der menschlichen Gesellschaft, diese Damen hier, werden auf Stroh schlafen. Für Männerseelen aber ist kein Raum in dieser Hütte. Das einzige Bett hat ein natureller Engländer inne, und zu seinen Füßen wird sein Sancho Pansa schlafen, ein Rotkopf, sage ich Euch, so brennend, daß man die Pfeife an ihm anzünden kann. Der Engländer kocht sich eben seinen Tee auf höchst eigner Maschine, und der Rotkopf hilft ihm. Er fragte mich, da die Tür offen stand, etwas auf Englisch und ich sagte ihm mein einziges englisches Wort, aber fein, „Yes" sage ich und damit war's gut. Aber das Beste habt Ihr nicht gesehen: Da hinten sitzt Euch in einem Mordsqualm eine Stube voll biederer Leute beieinander, Alte und Junge, Kerls wie die Gemsböcke und wie die alten Tannen mit weißem Flechtenmoos behaftet und dazwischen am Spinnrocken ein Mägdlein mit treuherzigen Augen. Die erzählen

sich Geschichten, aber zu verstehen ist kein Wort. Aber in der Küche da prasselt's, da gibt's Kaiserschmarren und Krapfen. Zu essen gibt's genug, das ist immer anerkennenswert. Wir bleiben hier unten und richten uns häuslich ein für diese Nacht. So, nun wißt Ihr des weitern Bescheid, und die Verhandlung kann beginnen. Herr Assessor — comment trouvez vous cela, — sagt der Franzose, und der Deutsche fragt: „Um Vergebung, was ist Ihre geneigte Ansicht hierüber?"

Der zweite Tenor sprach das Alles in einem Atemzug und so drollig, daß alle lachten. Der Assessor war verblüfft. Er hatte sich im stillen schon auf sein Zimmer gefreut, um dort allerhand Operationen vorzunehmen, mit denen sein Ranzen in genauer Verbindung stand. Denn seine Füße brannten ihm wie Feuer und auf dem Haupte war die Atzel ihm auch „schanierlich", denn dann kam's ja ans Tageslicht, daß sein Schädel mehr einem Exerzierplatz als einem dichten Haarwald gleiche. Bald dampften die Schüsseln auf dem Tische, denn alle hatten sich zu einem einzigen vereint, und der Assessor saß mitten unter den jungen Mädchen, zu seiner Rechten das ältere Fräulein. Die Studenten teilten sich mit dem jungen Eheherrn in die anderen. Das Ge-

spräch war lebendig, jeder wußte von Abenteuern, von Gemsjägern und Sennerinnen zu erzählen, und am aufgeräumtesten war der Assessor.

Nach dem Imbiß baten die Damen, es möchten doch die Studenten wieder ein Lied singen, wie damals im Stellwagen. Schnell waren sie bei der Hand, und fröhlich klangen die Terzette durch den warmen Raum. Unvermerkt hatte sich die Tür aufgetan, und aus der hintern Stube waren die Insassen hergewandert, als sie vorne singen hörten. Der alte Führer des Assessors vorn dran, und zwischen drin die flachsköpfige Spinnerin.

„Dös sollt mi doch rechtschaffen Wunder nehma, wenn mein Herr singen könnt'. Der gibt sonst koan Laut von sich“ — und wirklich, er sang zu seinem eigenen und des Führers Erstaunen. Er hatte ja eine herrliche Baritonstimme, aber seit Jahren kein Lied mehr gesungen, wie er behauptete. Mit einem Male war Harfe und Sang verstummt bei ihm. Aber hier bei den fröhlichen Stimmen gingen Herz und Lippen auf. Zur Vorsorge hatten die Studios noch eine vierte Stimme mit, wenn je einmal sich noch ein Musikant unterwegs zum Quartett träfe. Es waren ja alte, liebe Lieder, die sie sangen, die er einst

auch in bessern Tagen bei Ständchen und Morgengrüßen gesungen. Fröhlich klang das alte Quartett:

> „Mir ist auf der Welt nichts lieber
> Als das Stübchen, wo ich bin,
> Denn da wohnt mir gegenüber
> Eine schöne Nachbarin!

„Herr Assessor, die werte Nachbarin soll leben!“ rief der muntere zweite Tenor, „die Kreisgerichtspräsidententochter von Buchau.“

„Der ist leider selbst noch ledig,“ antwortete trocken der Assessor. „Mir wohnt nichts gegenüber als ein Schmied, dessen Gesellen mich morgens um vier Uhr aus dem süßen Schlummer jagen, das ist eine grausame Nachbarschaft.“

Er war eben dran, seinen Jammer des nähern zu beschreiben, als durch die Haupttüre der hochaufgeschossene Engländer mit seinem Rotkopf im Gefolge eintrat.

> „Sankt Florian
> Zünd't Häuser an!“

sagte leise der zweite Tenor, auf den Rotkopf schauend. Die Mädchen hielten sich die Taschentücher vor den Mund, der Eheherr griff nach seinem roten Tiroler und steckte tief das Gesicht in das Glas. Nur die „Institutsvorsteherin“ und der Assessor hielten Balance mit siche-

rem Takte. Der Engländer aber sagte in etwas englisiertem, aber sonst anständigem Deutsch:

„Ich habe sehr großes Vergnügen gehabt in meinem Zimmer, zu hören solch schönes Gesang. Ich komme zu bitten, daß ich noch mehr höre.“

Er sagte das mit solch edlem Anstand, daß einer der Studios aufstand, ihm seinen Stuhl anzubieten und ihn einzuladen, wenn ihm die Gesellschaft behage, sich niederzulassen. Er stellte ihm alle vor und bat ihn dann ebenfalls zu sagen, „woher des Landes, woher der Männer er sei.“ — „Sie sehen, ich bin Engländer und James ist es auch, der gute alte Junge. Der Name ist nicht notwendig — nennen Sie mich Master Brown und ich bin's zufrieden,“ sagte er lächelnd. „Wir sind heute mittag gekommen durch Salzkammergut — beautiful indeed — (schön wahrhaftig) und konnten nicht mehr weiter. Aber singen Sie, meine Herren, singen Sie, ich bitte.“ — Schnell waren die Sänger zusammen und sprachen zuerst leise und setzten plötzlich kräftig ein in die Weise:

„Treu und herzinniglich,
Robin Adair!
Tausendmal grüß ich Dich!
Robin Adair!

Hab ich doch manche Nacht,
Schlummerlos zugebracht,
Robin Adair!

Die Verse verklangen. Der Engländer war außer sich vor Freude, als er die heimische Weise klingen hörte. „Das ist beautiful —, aber wo haben Sie ein ähnliches deutsches Lied?" — Die Studios besannen sich.

„Nun, singen Sie: „Aennchen von Tharau," sagte die Institutsvorsteherin.

„Richtig, los! eins, zwei, drei, Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt!" rief der zweite Tenor. Sie sangen's frisch herunter.

„Das ist ein schönes Volkslied, das müssen Sie mir geben. Aber was ist das „Verknotigung?"

„Ja, wissen Sie, das ist was Besonderes. Zum Exempel wenn ein Jüngling und eine Jungfrau sich so ein bißchen arg stark lieb haben, so ist das „Verknotigung". Das kommt von dem Liebesband her, und wenn die zwei Bänder zusammen kommen und geknüpft werden, gibt's allemal gewöhnlich dort eine „Verknotigung". „Der Ausdruck ist obsolet," sagt der Herr Professor auf seiner Hitsche — „aber er ist gut, sehr gut," sagte der zweite Tenor.

„O, well, Sir — sehr gut! ich verstehen jetzt

Verknotigung. Ich lieben sehr das Volkslied der Deutschen."

„Holla!" rief der zweite Tenor, „das können Sie haben, Master Brown, aus bester Quelle. Heda, ihr Mannsleut', singts einmal einen Steirer! meint ihr denn, wir singen umsonst hier? Jeder zahlt einen Zwanziger Münz, wer zuhört. Wenn ihr aber selber singt, braucht's nix zu zahlen!"

Die Leute schauten sich verdutzt an und keiner sagte ein Wort. Endlich brach der alte Führer das Schweigen.

„Wär' schon völlig recht, junger Herr, aber wir Leut' singen halt anders als d' Stadtleut' und könnet's nit gar schön. Für uns is schon völlig schön genug, draußen auf der Almen — aber für Euch nit!"

„Ach was — Ihr singt wie's Euch um's Herz ist."

„Habt Ihr denn keine Zither?" frug der Assessor.

„Freilich, freilich, a Zithern war schon da bein'n Tauernwirt. Johann, der gnädige Herr will Dein Zithern haben," rief der Alte.

Der Tauernwirt brachte sie herbei, der Assessor stimmte mit kundiger Hand schnell das gute Instrument und spielte mit ungemeiner

Fertigkeit einen „Herzog-Maxländler“ und dann einen „Steirischen“ in optima forma.

Im Hintergrunde bewegten sich schon die Füße; die Leute waren elektrisiert, und vorab der Alte mit dem Gemsbarte zog bald das eine, bald das andere Bein hinauf und zuckte mit den Armen wie ein Hampelmann, den man an der Schnur zieht. Plötzlich klang's aus dem Hintergrund:

„Und zwoa Blattln, und zwoa Bleamle (zwei Blätter und zwei Blumen)
Und a Reb'n um an Stamm,
Und was oanonda b'stimmt is,
Dös find't sich a z'samm!“

Eine helle Stimme sang's; es war die Spinnerin. Der Assessor begleitete sie und bald darauf schallt's:

„B'hüat' Dich Gott, mein kleans Dioandl,
Es muß a so sein.
Mein Leb'n gehört in Koasa (Kaiser),
Mein Herz'l g'hört Dein!

Und mei Herzerl, dös laß ich
Dahoam in Dein Haus.
Sonst traf's leicht a Kugel,
Run (rinnt) d' Liab alli r'aus!“

Es sang's ein stämmiger Bursche. Aber der Alte warnte gleich darauf mit dem Verse:

„Gescheit sein, gescheit sein,
Nit in Dalles glei n'ein!
Es sitzt oft a Fux
In 'ren Pelzkappen d'rein!"

Der Engländer war außer sich vor Freude; das hatte er ja schon längst gewünscht zu hören, aber niemand hatte ihm den Gefallen getan, trotzdem er oft den Leuten Geld geboten hatte. Aber fürs Geld sangen sie wohl drunten im Flachland, die nachgemachten Tiroler in Glaceehandschuhen, aber da oben nicht. Aber jetzt waren die Leute guter Dinge. Die Studenten holten die Sängerin vor. Der Engländer nahm sich den Tauernwirt auf die Seite und redete mit ihm. Der Rotkopf verschwand und kehrte mit etlichen Flaschen zurück. Bald brodelte es aufs neue in der Küche von Kaiserschmarren, auf dem Tische aber dampfte eine prächtige Bowle. Verschämt setzten sich die Leute aus der Hinterstube herein in die Herrenstube und bekamen vollauf zu essen und frischen Tyroler zu trinken, während die Studenten kunstgerecht den Punsch mit Hilfe des Engländers zurecht machten. Alles war ein Geschenk von Master Brown, das er anzunehmen bat, als Beitrag, da er nicht singen könne.

Der Assessor spielte, die Drei sangen, die Bauern hörten zu und der Tauernwirt

schmunzelte in der Ofenecke, und freute sich, daß heute abend was draufging und segnete das „Schneetreiben", das ihm die Gäste in seine Klause gejagt. — Draußen stürmte es noch lustig zu — aber was tut's, wenn

Im Ofen hell der Kienspan blitzt,
Und jeder warm beim andern sitzt —
Da tut das Herz im schnellen Lauf
Sich fröhlicher dem Herzen auf!

So war's auch da, die Fremden waren durchs Unwetter eine Familie geworden. Die Studenten hatten sich unter die Eingeborenen gemacht, und die kluge Elsa war ihnen nachgefolgt. Der Rotkopf hatte sich den Alten mit dem Gemsbart ausgewählt, den er trotz allen Anschreiens nicht verstand. Der Engländer aber unterhielt sich mit der „Vorsteherin" im feinsten Englisch. Der Assessor aber rückte zu dem jungen Ehepaare. Die zwei andern zog's auch hinüber zu der Elsa und langsam rutschten sie an der Wand bis hinüber zu ihr.

„Wie wär's, meine Herrschaften, wenn jeder von uns so eine Geschichte aus seinem Leben erzählte? Mit dem Schlaf wird's doch nicht viel werden heute nacht, nicht wahr, Mr. Brown, trotz Ihres hohen Bett's, und das Stroh für Sie, mein Fräulein, kann noch war-

ten, bis Sie sich drin verkriechen —" sagte plötzlich der unermüdliche zweite Tenor.

„Ach ja — das wäre schön," meinten die Fräuleins; denn sie wußten sich geborgen, daß sie nichts zu erzählen brauchten, weil sie noch nichts erlebt hätten.

„Wer fängt an?" riefen sie alle.

„Wir werden den Halm ziehen?" Sie zogen und den kürzesten zog der junge Eheherr. Alle lachten, denn er war bis jetzt der schweigsamste gewesen, und hatte sich nur an dem süßen Geplauder seiner Frau erfreut.

„Nun denn, wenn's sein muß, werde ich Ihnen unsere Hochzeitsgeschichte erzählen. Annlieschen, erschrick nicht, wenn Du dabei etliche Male vorkommst, denn sonst ist's keine Hochzeitsgeschichte," sagte er zu seiner Frau, „denn da gehören immer zwei dazu."

„Ja, mach's aber nur nicht zu arg, Hans."

„Weß Zeichen und Standes ich bin, brauchen Sie nicht zu wissen, noch wie wir heißen. Wo wir her sind, merken Sie vielleicht an unserer Sprache, die so etwas niederrheinisch klingt. Aber wir sind ehrlicher Leute Kind, haben noch keine silbernen Löffel gestohlen, noch glühendes Eisen angefaßt. Also so war's. Ich lebte mit einer Schwester auf einem Dorfe,

und war nahe dran, ein Einsiedler zu werden. Die Schwester wußte so gut, was mir lieb war, und ich wußte, was sie gerne hatte, und so gedachte ich mein Leben still zu beschließen als Einsiedler. Aber 's kam anders. Plötzlich kam's wie's Schneetreiben heute und jagte mich in den Ehestand hinein. Meine Schwester hatte just ihren Kaffeekranz mit ihren Gespielinnen, in welchem nebenbei auch gestrickt wurde. Die Strickkörbchen wanderten von Kranz zu Kranz. Die Nächstfolgende nahm die Körbchen immer mit nach Hause. Es war die Reihe an einem munteren, rotwangigen Mädchen. Sie nahm die Körbchen am Schluß des Kranzes. Es war schon spät, und ich mußte sie ehrenhalber begleiten. Da fiel mir plötzlich ein, daß sie sich mit den Körbchen schleppte, und ich bat: „Ach bitte, geben Sie mir doch die Körbchen.“ „Nein,“ sagte sie, „kein einziges.“ Da fuhr mir's durch den Sinn: Jetzt oder nie. — „Ha,“ sagte ich — „Fräulein, wirklich, Sie geben mir kein Körbchen? dann bin ich der glücklichste Mensch, dann geben Sie mir einen Kuß.“ Und ehe sie sich's versah, hatte ich ihr um die Straßenecke herum einen Kuß gegeben. Sie weinte und lachte zugleich, und ich sagte: „Komm, wir wollen gleich umkehren und es der Schwester sagen.“ Wir

kehrten Arm in Arm um und stellten uns als Braut und Bräutigam vor. Die Schwester zog mich auf die Seite und sagte: „Sieh, die habe ich immer gemeint. Sie hat Dich auch lieb, das weiß ich.“ — Und nun sehen Sie: das ist das Annlieschen hier, meine liebwerte, herzallerliebste Frau.“ —

Alle schauten sie lachend an; aber in ihr halbverlegenes und in ihrer Verlegenheit gerade so hübsches Angesicht brannte zum Erstaunen aller — ein kräftiger Kuß. Der kam von der „Institutsvorsteherin“, die die junge Frau warm umschlang. „Sie glückliches Menschenkind!“ sagte sie. Die Studenten waren ob Kuß und Rede höchst verwundert. In dem zweiten Tenor stieg ein leises Ahnen und Zweifeln auf, es möge doch am Ende mit der „Institutsvorsteherin“ nicht völlig seine Richtigkeit haben, denn das sei doch nicht aus „Knigges Umgang mit Menschen“ — gehandelt und geredet. Als er ihr tief ins Angesicht schaute, ward's ihm noch klarer. Sie däuchte ihm wirklich schön zu sein, zu schön für eine Pensionsmutter.

Am meisten hatte aber der Assessor mit seiner Konfusion zu kämpfen. Die ganze Hochzeitsgeschichte kam ihm so wunderbar vor. Auch er blickte hinüber nach der „Instituts-

vorsteherin“ und konnte sich das nicht mit der gehaltenen Würde eines „Pensionsdrachen“ vereinigen.

Der Eheherr aber fuhr fort. „Nun hatten wir kurze Verlobungszeit, denn bei mir waren Kasten und Schränke voll von den Eltern her, von selbstgesponnenem Flachs und Leinen. Meine Schwester räumte bald das Feld, denn sie selber hatte einen „stillen Anhang“, dem sie aber nicht eher nachhängen wollte, als bis sie mich versorgt wußte. Und junge Leute muß man allein lassen und nicht zu ihnen ziehen. Kein Vogel baut sein Nest ordentlich, wenn ihm einer immer hineinguckt, das war auch meiner Schwester Sinn. Die Hochzeit war bald, und die Hochzeitsreise ist's, auf der wir uns befinden. Wir wußten zuerst nicht wohin und kamen an einen Knotenpukt der Eisenbahn mit der Kutsche gefahren. „Annlieschen,“ sag' ich, „wo der erste Zug jetzt hinfährt, ob nach Norden oder Süden, da fahren wir hin.“ Annlieschen war's zufrieden, wie sie überhaupt mit allem zufrieden ist. Also der Zug geht nach Süden. Wir fahren nach Kassel. Ich sage: „Hast Du Kassel gesehen, siehst Du auch Frankfurt am Main, wo die deutschen Kaiser einst gehaust.“ Sagt Annlieschen: „Ja wohl — dahin laß mich mit Dir, mein Gelieb-

ter, ziehen.“ Dort regnet's in Strömen. Wir sitzen im Westend-Hotel und sehen uns den Regen an. „Anneliese,“ sag' ich, „das ist langweilig — wir gehen nach dem schönen Heidelberg, da ist's sonnig und wonnig.“ Aber in Heidelberg, dem Wetterloch, war's noch schlimmer. Sitzt im „Ritter“ dort ein Herr, der sagt: „Freiburg im Breisgau — da ist's schön, herrlich!“ — und Anneliese sagt wieder: „dahin, dahin ꝛc.“ Ich gehe mit ihr nach Freiburg, auf den Blauen — „da schimmert was,“ sag' ich. „Anneliese — kuk mal — weißt Du, was das ist?“ „Ne,“ sagt die Anneliese. „Siehste — das sind die Alpen.“ Anneliese sagt wieder: ‚dahin laß uns ziehen.“ Wir zogen durch die Schweiz nach dem St. Gotthard, allwo wir eingeregnet werden. Da sitzen zwei Brautpaare in gleicher Nässe, die wollten nach Italien. Italien! das stach mich wie ein Skorpion. „Annlieschen — Italien! — Land, wo die Zitronen blühen — dahin laß uns ziehen!“ Wir hatten zwar nichts bei uns als einen kleinen Reisesack in der Hand zu tragen, aber ich sage: „Es kennt uns niemand.“ Also nach Italien. Wir waren in Mailand und Genua. Ich sage: „Annlieschen — weißt Du, was da hinten liegt am blauen Meere hin?“ „Ne,“ sagt sie, „wat soll da liegen?“ „Da liegt Rom

—! Rom! Neapel — 's ist ein Katzensprung" — also „Annliese avanti!" womit der Italiener so viel sagt, als wenn der Deutsche „Vorwärts" sagt. Und schließlich standen wir auf dem Vesuv. Von dort ging's rasch zurück über Venedig und nun hier herauf nach den Tauern und da wurden wir festgeschneestöbert. — So, meine Herrschaften, nun wissen Sie Bescheid, wen Sie vor sich haben."

„Beautiful indeed", sagte der Engländer. „Sie haben großen Mut. Ich sehr lieben Italien."

Die Mädchen waren vor Vergnügen außer sich, also die hatten Italien gesehen, während sie selbst in Venedig umkehren mußten! Die Frau kam ihnen nun doppelt interessant vor. Sie meinten zwar, man müßte es den Leuten immer am Gesicht ansehen, wenn sie in Italien gewesen, aber Anneliese sah so rotbackig drein, und ließ sich's so vortrefflich schmecken, und sie merkten nicht das geringste Absonderliche. Nur daß der Eheherr ein Spaßvogel war, der in trockenster Art mit dem fettesten Pinsel malte, leuchtete ihnen ein.

Die Studenten aber ließen die Köpfe hängen. „Ach," sagte der zweite Tenor, „wenn unsereinem so etwas mal in dem Garten wüchse! da lernt man seinen Horatius und Virgil

im finstern Loch und besieht sein Leben nichts davon, nicht einmal einen Italiener von nahem! O beatus ille!"

Derweilen der Studio so klagte, stimmte der Assessor die Saiten und fing plötzlich mit schöner, tiefer Stimme das Lied zu singen an:

„Kennst du das Land,
Wo die Zitronen blühen —"

Er sang so schön und herzergreifend, daß alles stille ward.

„Waren Sie schon in Italien," frug der Engländer.

„Ja, ich war schon da, vor Jahren," sagte leise und ernst der Assessor. Er schnitt damit aber jedes weitere Gespräch ab. Man merkte es ihm am Tone an, daß dort etwas von Bedeutung in seinem Leben geschehen sein mußte, womit er nicht herausrücken wollte.

„Sie haben das Lied so schön gesungen," sagte die „Vorsteherin" — so schön, wie ich es nur einstens von einer Freundin gehört. Aber merkwürdig ganz mit demselben Klange und derselben Auffassung. 'S ist doch eigen, wie plötzlich Erinnerungen auftauchen, die sich an irgend ein Lied oder Wort, oder einen Klang so unzerreißbar heften!"

„Und die Freundin war auch in Italien?" frug der Assessor.

„Ja — sie ist ganz dort,“ entgegnete die Dame wehmütig. „Sie schläft unter den Zypressen an der Cestiuspyramide, auf dem Kirchhofe der Protestanten zu Rom.“

Den Assessor durchzuckte es. Es kämpfte in ihm, ob er weiter fragen sollte. Endlich fragte er doch: „In welchen Jahren war es wohl?“

„Es war im Jahre 18 . . am 20. Mai, daß sie entschlafen.“

Der Assessor stützte den Kopf in beide Hände und sprach kein Wort. Alle schauten still und stumm auf ihn, — am meisten betroffen war aber die „Vorsteherin.“ „Ich habe Ihnen doch nicht wehe getan?“ sagte sie in weichem, mildem Tone.

Der Assessor schaute sie klar und tief mit feuchten Augen an. „Wohl und wehe zugleich, Milla! — denn keine andere sind Sie, wiewohl ich Sie nie gesehen, die treueste Freundin meiner unvergeßlichen Elsa“ — er reichte ihr die Hand und hielt sie lange fest.

Nun aber war das Erstaunen an ihr. Ihr Auge leuchtete und eine durchsichtige Röte flammte über die schönen Züge. „Sie sind's, Robert — und so sehen wir uns zum erstenmal in diesem Leben?“

Die andern schwiegen im Kreise. Jeder ehrte den Schmerz, den er doch nicht völlig verstand.

„Sehr merkwürdig," sagte der Engländer leise zu den andern. „Bitte, singen Sie ein Lied, das ist das beste für die Wunden." Schnell waren die drei beisammen und sangen mit heller Stimme:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Das man vom Liebsten, das man hat,
Muß scheiden —"

Als sie geschlossen, stand der Assessor auf, drückte jedem die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen. Vergeben Sie mir den Augenblick, wo ich mich verloren und Ihnen vielleicht schwach erschienen." Die „Vorsteherin" war immer noch still in sich versunken. Endlich brach der Assessor wieder das Schweigen.

„Da Sie so unvermutet Zeugen eines Wiedersehens geworden und einer gemeinsamen Erinnerung, so lassen Sie mich auch mit Ihnen teilen, was wir erlebt. Ich darf wohl kurz sein. Es war in den Jahren der Universität. Ich war wie Sie, meine Herren, ein fröhlicher Bursche, dem der Himmel voll Morgenrot und Baßgeigen hing. Wir sangen auch wie Sie Quartette und weckten die Leute des Morgens

in der Ruhe und des Abends im Schlaf mit unserm Gesang. Da wurden wir eines Tages gebeten, auf einer Hochzeit zu erscheinen und dem jungen Paare zu singen, dafür sollten wir denn auch mitfeiern. Was tut man nicht als Student, um einen guten Trunk zu erjagen? Wir sangen denn und mischten uns unter die Gäste, die aus allen Himmelsgegenden zusammen geflogen waren. Wir kamen unter die Brautjungfern zu sitzen. Ich ahnte nicht, daß das die ganze Wendung meines Lebens werden sollte. Wir scherzten und sangen; aber mit meiner Nachbarin geriet ich indes bald ins tiefste Gespräch. Ich hörte und sah nichts mehr als nur sie. Noch nie hatte ein Mensch im Leben so schnell mich verstanden, und so seelenvoll mit mir verkehrt. Ich bin ja ein Waisenkind, bei fremden Leuten auferzogen, ohne Geschwister und hatte nie gewußt, was eigentlich ein fühlendes Herz sei. Die Kameraden hatten mich wohl aus meiner Philisterhaftigkeit und Menschenscheu herausgejagt, aber Zutrauen zu Menschen hatte ich nie gefaßt. Aber dies Mädchen mit ihrer weichen Stimme, ihren seelenvollen Augen und den geistvollen, blitzenden und doch so warm leuchtenden Gedanken hatte mir eine Welt aufgeschlossen, die ich nicht kannte. Ich wagte es, ihr von meinem trau-

rigen Leben zu erzählen. Ich weiß nicht, was ich noch alles sagte, mir brannte der Kopf und der Boden unter den Füßen. „Wenn sie nur meine Schwester wäre," so dachte ich und sprach es ihr auch aus. Sie schaute mich dabei mit einem wunderbaren Blicke an. Da begann eben der Tanz, ihre Mutter holte sie weg, und sie verlor sich in den Reihen der Tanzenden. Ich konnte nicht tanzen, aber das Bild verlor sich nicht, ich mußte sie immer mit den Augen verfolgen. Mit einem Male war sie fort, verschwunden mit ihrer Mutter. Ich hörte, daß sie plötzlich unwohl geworden. Nach dem Tanze mußten wir noch singen; aber ich sang verkehrt, und wir warfen beinahe um. Als die Sache zu Ende war, schlich ich still unter das Fenster des Gasthofes, in welchem sie wohnte; es war noch Licht oben. Sie war krank, und ich dachte mir gleich das schlimmste. Am folgenden Tage hörte ich, daß sie wirklich schwer vom Typhus erfaßt sei, der wohl in ihr gelegen, aber den die Aufregung der Hochzeit beschleunigt hatte. Wochen kamen und gingen. Endlich durfte sie wieder ins Freie. Wir benutzten den ersten Abend ihrer völligen Genesung, ihr ein Ständchen zu bringen. Stille öffneten sich die Fenster in der lauen Nacht, und unser Gesang tönte

hinauf. Die Mutter lud uns mit der Familie, die damals Hochzeit feierte, bald darauf ein. Ich sah Elsa wieder, die Züge waren unverändert, nur die leichte Röte erschreckte mich und der starke Glanz in den Augen. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Sie haben gewiß das Ständchen mir gebracht.“ Ich wurde rot bis über die Ohren und gestand. Ich sagte noch mehr; ich sagte, wie ich um sie gelitten während dieser Zeit und jeden Abend stundenlang unten an der Ecke gestanden, um zu sehen, ob das Licht noch brenne oder nicht plötzlich verlösche.

„Ja, ja,“ sagte sie, „ich war selbst ein brennend Licht, das hin- und herflackerte zwischen Leben und Tod. Merkwürdig! Ihre Lebensgeschichte hat mich oft in den Phantasien verfolgt; ich sprach immer von einem Waisenknaben, der mich gebeten hätte, seine Schwester zu sein. Mutter fragte mich manchmal, wer es denn sei, aber ich kannte Ihren Namen nicht. Ich habe aber von einer Freundin gehört, die mir erzählte, wie einer von den Sängern jeden Tag da unten gestanden und hinaufgeschaut. Ich dachte, das ist gewiß der „Bruder.““

Es flocht sich seit jener Zeit ein inniges Freundschaftsband zwischen uns. Nach ihrer

Genesung zog sie mit ihrer Mutter weit weg. Aber ich durfte mit ihr korrespondieren und lernte mit eisernem Fleiß, um meine Studien zu vollenden. Ich war ja nicht unbemittelt und wenn alles gut ging, so konnte ich ihr nach drei Jahren eine Heimat bieten. So arbeitete ich fast über meine Kräfte bei Tag und Nacht. Mein Trost waren Elsas Briefe. Plötzlich blieben sie aus. Ich bekam keine Antwort mehr. Auf meine dringenden Bitten an die Mutter schrieb sie endlich „der Gesundheitszustand Elsas sei derart, daß sie jede Aufregung vermeiden müsse.“ Das warf mich vollends nieder. Ich war ohnehin schon durch übernächtige Arbeiten erschüttert, aber das gab mir den letzten Stoß. Wochenlang lag ich zwischen Leben und Tod. Als ein alter Mensch bin ich vom Bette aufgestanden, da fand ich zwei Briefe — hier von der Hand dieses Fräuleins, einer nahen Freundin Elsas, die mir Aufschluß gaben. Die Mutter hatte nämlich ihr und ihres Kindes Vermögen bei einem Bankhause verloren. In ihrer Not wandte sie sich an einen Onkel Elsas, der eben so alt wie reich war. Er half auch, aber ließ nachgerade seine Absicht auf die Hand Elsas merken. Als er deutlicher damit hervortrat, wehrte sie sich aufs entschiedenste. Die Mutter sah mit

grambollem Herzen der Sache zu. Vor Elsa stand die Möglichkeit, durch die reiche Heirat der Mutter zu helfen. Sie liebte mich ja — aber es deuchte ihr zu lange, bis ich ihr eine Heimat bieten könnte, und überhaupt — ich sei ja doch nur bisher wie ein Bruder zu ihr gestanden. Die Mutter hatte dem Onkel das Geheimnis unserer Liebe unbedacht verraten, und er verbot, als Bedingung seiner weiteren Hilfe, jedes weitere Korrespondieren mit dem jungen Menschen. Da eben erkrankte ich. Elsa hatte mir dies durch ihre Freundin schreiben lassen und wartete auf Antwort. Aber ich lag ja krank, und alle meine Briefe blieben uneröffnet bis zur Genesung. Ich öffnete den zweiten Brief, dessen kurzer Inhalt war: Elsa konnte mein Schweigen nicht anders auslegen, als daß ich sie vergessen. Aber sie blieb dennoch fest und standhaft und wollte lieber alle Mittel des Onkels ausschlagen, als einem Manne die Hand geben, den sie nicht liebte. So arbeitete sie denn die Nächte durch, um ihre Mutter und sich zu erhalten. Aber die zarte Gesundheit fing an zu wanken; der Typhus hatte damals doch eine krankhafte Reizbarkeit der Brust zurückgelassen, die jetzt wieder aufs neue sich Bahn brach. Nach dem Lesen der Briefe wäre ich fast wieder in Krankheit

gesunken, aber es galt ein anderes Leben als das meinige. Ich schrieb der Freundin, mein Vermögen stehe zur Verfügung und schickte sofort eine Summe, um Elsa und ihre Mutter zum Aufenthalte im Süden zu bewegen. Meine letzte Staatsprüfung machte ich halb krank und begehrte nach meiner Anstellung sofort Urlaub, der mir aber verweigert wurde. Ich hielt um die Hand Elsas bei der Mutter an, die derweilen nach Nizza gegangen. Elsa schrieb die glücklichsten Briefe, ihre Gesundheit stärkte sich von Tag zu Tage. Ich hatte endlich mir den Urlaub beim Minister erwirkt. Elsa war nach Florenz gegangen, in Rom wollten wir uns treffen. Ich eilte über die Alpen und kam in Rom an und flog zu Hotel Minerva. Das Stubenmädchen, das mich melden sollte, schaute mich groß an und sagte: „Sind Sie ein Doktor? Signora ist sehr krank, o sehr krank!“ Ich öffnete bebenden Herzens die Tür. Ein Nachtlicht brannte durch die dämmrige Stube. „Ist Robert noch nicht da?“ hörte ich eine weiche sanfte Stimme fragen. Ich fühlte mein Herz hörbar schlagen und winkte der Mutter. „O er ist gewiß da, ich fühl' es,“ sagte die Kranke. So trat ich ans Bett. Ja, da lag sie, eine sterbende Blume. Tags zuvor hatte sie einen heftigen Blutsturz gehabt, der

ihr die letzte Kraft nahm. — Erlassen Sie mir das Wiedersehen zu beschreiben, Elsas Leben flammte noch einmal auf. Sie hatte sich soweit erholt, daß sie mit uns vor die Tore Roms fahren konnte. Wir kamen an der Cestius-pyramide am Monte testaccio vorbei. „Eine Pyramide," rief sie leuchtend, „laß uns zur Pyramide fahren." Wir bogen ein. Es war schon Abend. „Ach, da ist ja ein Kirchhof," sagte sie leise. „Wer wird da begraben unter diesen schönen Zypressen?" — „Die deutschen Ketzer" sagte unser Vetturin, „die nicht an Madonna glauben." Elsa war still geworden. Ich wickelte sie fester in den Plaid, da es sehr kalt wurde. Wir fuhren nach dem Gasthof. In der Nacht überfiel sie ein zweiter Blutsturz, sie schaute mich mit einem großen, langen Blick an, dann umschlang sie meinen Hals und sagte: „Leb' wohl, mein guter Bruder, mein —" da stockte ihr Atem, das Leben war entflohen." Nach einer Weile fuhr der Assessor fort: „Zwei Tage darauf haben wir sie unter den Zypressen dort begraben, sie — und mein Leben mit ihr. Achtzehn Jahre sind darüber hin. — Ich habe mich fern vom Treiben der Menschen still in den bayrischen Wald geflüchtet und über der Arbeit wohl mich, aber nicht meine Elsa vergessen. Der Aktenstaub hat sich mir übers Herz

gelagert, und ich bin nachgerade am philister-haften Junggesellen angelangt. Mir ist aber, als sei ich heute von einem langen Schlafe und schweren Traum erwacht. Milla, Sie sind schuld und Sie, meine Herren, mit Ihren Liedern. Wissen Sie, wohin ich möchte? Nach Rom zur Cestiuspyramide; nur eine Stunde will ich dort unter den Zypressen ruhen und dann wieder heim zum Landgericht in meine Klause und zu der alten Lena, die so oft die Pyramide im Bilde beschaut und mich fragt, ob das auch eine Kirche sei."

Der Assessor schwieg. Der treuherzige, zweite Tenor schlang den Arm um ihn und küßte ihn und sagte ihm als Trost ins Ohr: „Ich bin auch ein Waisenkind!"

Milla, die „Vorsteherin", war noch ganz in ihre Gedanken verloren, die Vergangenheit zog ihr vorüber und ihr eigenes Leben. Sie hatte die Todesnachricht ihrer Freundin von Roberts Hand empfangen, dann aber nichts mehr gehört, da die Mutter Elsas aus Gram ihre Tochter nicht lange überlebte. Das Reden wurde ihr offenbar schwer. Zuletzt aber faßte sie sich und sagte: „Finden Sie keine Aehnlichkeit unter diesen Mädchen mit Ihrer Elsa? Schauen Sie sie einmal recht an!"

Der Assessor sagte: „Ja, die eine fiel mir schon lange auf, aber ich traute doch nicht ganz meinem Urteil.“

„Nun ja, so sind sie nicht aus der Art geschlagen. Sie wissen, daß Elsa einen Bruder hatte, der nach dem Tode der Mutter in unserem Hause erzogen wurde. Er heiratete meine jüngste Schwester, und das sind ihre Kinder. Sie hielten mich wohl alle, meine Herren, für eine gestrenge Institutsdame! Ich bin es nicht, wir haben uns nur fremden Leuten gegenüber die Maske auferlegt, um ungeschlagener durchzukommen. Ich bin die Tante der Kinder.“

Jetzt ging auch den Studios ein Licht auf, und sie begriffen die heitere „Vorsteherin“. Es war derweilen Mitternacht geworden. Der Engländer saß tiefversunken da. Die Geschichte hatte ihn wunderbar getroffen, er redete kein Wort mehr, sondern stand auf und verbeugte sich artig gegen die Damen, schüttelte aber dem Assessor warm die Hand, als wäre er sein bester Freund. Den Studenten dankte er für den Gesang und rief seinen James.

„James — Du räumst unsere Stube aus, daß die Damen da schlafen. Wir werden das Stroh suchen.“

Trotz aller Gegenvorstellungen von seiten Millas blieb's dabei. Die Eingeborenen hat-

ten schon längst ihr Lager gesucht. Nur die Spinnerin war aufgeblieben und hatte der Geschichte gespannt zugehört und still dabei geweint. Sie hatte alles so gut verstanden und hätte auch so gern dem Assessor die Hand gedrückt. Sie bereitete die Streu für die Herren. Draußen war's stille geworden, das Schneetreiben hatte sich gelegt. Die Studenten schliefen bald den gesunden Jugendschlaf, aber der Assessor blickte noch lange hinaus in die mondhelle, glänzende Nacht und über das große Leichentuch, das der Schnee über die Matten und Bergspitzen geworfen.

Der Tag graute. Die Führer waren früh auf, dem Wetter nachzuspüren und den Schnee zu prüfen. Mit etlicher Vorsicht konnte man es schon wagen, weiter zu ziehen. Der Assessor war schon munter und wartete auf Milla, sie hatten sich ja noch so viel zu sagen! Milla erschloß ihr Herz dem vereinsamten Freunde ihrer Elsa, und ihm war es, wie wenn ein lang verhaltener Strom sich Bahn brechen durfte. Die Studenten zählten indessen „die Häupter ihrer Lieben", d. h. ihre Gulden und Kreuzer und addierten und subtrahierten die Zeche. Da trat auch der Engländer herein. Die drei grüßten ihn freundlich.

„Nun wohin?" — sagte er.

„Wohin? — heim, wo wir hergekommen. Wir werden noch ein Konzert veranstalten, um uns auf die Beine zu helfen."

„O nein," sagte der Engländer, „Sie sollen nicht heim, Sie sollen sehen Italien mit mir, wenn Sie wollen, und mir dann und wann ein Lied singen."

Die Studenten wußten nicht, wie ihnen geschah.

„Master Brown," sagte der zweite Tenor, „das ist sehr edel, aber zu teuer für Sie, denn wir sind allesamt mit einem guten Magen behaftet."

„Das ist gerade sehr schön, das liebt Master Brown sehr. Ich gehe nach Oberitalien und Sie begleiten mich, und James und wir werden viele Freude haben. Topp — eingeschlagen!"

Die drei schlugen herzhaft ein. Ueber das schöne Gesicht des Engländers zog ein Schimmer der Verklärung. So hatten sie ihn noch nicht gesehen. Dem zweiten Tenor schien es mit dem Master Brown ebenso wenig seine Richtigkeit zu haben, wie mit der „Instituts-Vorsteherin." Er dachte aber: „Laß sich mal die Sache entwickeln."

Die Führer mahnten zum Aufbruch. Der alte Gemsbart nahm das Ränzel des Assessors.

Lange hatte die Spinnerin mit ersterem am gestrigen Abend gesprochen und oftmals sich die Tränen mit der Schürze aus den Augen gewischt. „Also vergeßt's fein nit," sagte sie ihm beim Abschied.

Der junge Eheherr zog mit seiner Frau und den Damen abwärts der Ebene zu, die andern hinab nach Italien. Man hatte die Namen und Adressen getauscht, und alle schieden, indem sie das Schneetreiben segneten, das sie zusammengeweht. Der Tauernwirt sandte allen noch einen hellen Juchzer nach, denn Master Brown hatte ihm seinen guten Kaiser Franz Joseph in Gold als Extrageschenk zurückgelassen. —

Der Verfasser könnte nun hier schließen und sich segnen, daß er nicht schneekalt wurde vom Waten; denn mühsam war's doch, bis die einen in Villach und die anderen in Naßfeld waren. Aber die geneigte Leserin ist neugierig, und der Verfasser will über ein paar Jährlein auch noch etwas zu erzählen haben, darum darf er nicht alles ausplaudern von der Gesellschaft, die sich da oben fand. Nur soviel will er sagen, als Not ist.

An einem schönen Tag, das Jahr darauf, klopft's am Niederrhein bei dem jungen Eheherren, als er just seinen kleinen Schreihals

herumtrug. „Annlies! avanti!“ riefen draußen zwei Stimmen. Dem Eheherrn wird's ganz italienisch zumute und er ruft: „Entrate pure!“ — d. h. „als herein!“ Da stehn zwei vor ihm und schauen ihn an. „Nun — wer sind wir?“ fragen sie.

Der Eheherr aber rief in die Küche: „Annlies avanti! — ein Hochzeitspaar!“ „Milla!“ rief die junge Frau — „seid Ihr's?“ Ja da standen sie, der Assessor und seine Frau. Sie waren auf der Hochzeitsreise und wollten zur Cestiuspyramide.

Der Assessor war damals bald umgekehrt, denn ihn trieb ein anderer Gedanke nach Hause. Er war durch jenen Abend dem Leben zurückgegeben und hatte Milla seine Hand gereicht. Alles wanderte fort, Blasenpflaster und Storchfetttopf; nur das eine war nicht mehr zu vermeiden: das Perücklein saß zierlich auf dem viel jugendlicher gewordenen Kopfe, und Milla sah aus, wie wenn sie eben in die Zwanzig gekommen. Was die alte Lena dazu gesagt, wird billig verschwiegen.

Wer Master Brown war, wird seinerzeit einmal die geneigte Leserin erfahren. Am Comersee hat er in einer lauen Herbstnacht den Studenten etwas davon erzählt, vorab

dem zweiten Tenor, den er besonders ins Herz gefaßt.

Dieser selbige zweite Tenor ist bereits schon lange ein würdiger Pfarrherr. In seinem Hause ist's behaglich englisch eingerichtet. Am Abend brummt der Teekessel, und der Pfarrherr raucht vom Feinsten dazu. Zu seiner Seite sitzt ein munteres Weibchen immer vergnügt und heiter; — sie heißt Elsa mit Vornamen, die kluge unter den drei Schwestern. Bei ihrer Hochzeit war Master Brown Brautführer und Milla die Brautmutter. Die andern zwei Studenten waren die Ehrgesellen dabei, und der Assessor, der längst schon ein angesehener Rat ist, gab ihnen den Rat, seinem Beispiele zu folgen. An der Hochzeitstafel klang „Aennchen von Tharau" noch einmal; aber Master Brown wußte jetzt, was „Verknotigung" war. Was die Spinnerin dem alten Gemsbart erzählt hat und um was sie ihn gebeten, soll auch seinerzeit noch offenbart werden. Auch sie hatte ein merkwürdig Stück Leben hinter sich.

Item: Es wandern die Menschenkinder und wissen wohl den Ausgang — aber nicht den Eingang.

Item: Es sitzen oft Reisegesellen zusam-

men und wissen nicht, wer sie sind, bis sie ein Schneetreiben ins Tauernhaus jagt.

Item: In dieser Welt könnte so mancher dem andern das Herz erleichtern und seinem Reisegesellen den leeren Beutel und das leere Herz füllen, wie Master Brown und Milla getan.

Item: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt Er in die weite Welt", wem Er aber die größte erweist, den bringt Er durch die Welt in Seinen Himmel.

Item: Wenn das Schneetreiben auf Erden ein Ende hat, und wir im Himmel, im großen Tauernhaus, zusammenkommen, was wird man sich da erzählen können von Wunderwegen Gottes und wie manchen wird man da antreffen, den man für diese Zeit verloren!

Item: — Wenn man dann nur den geneigten Leser und den Verfasser mitsammen dort droben antrifft!

Das walt' Gott!



Zur Nacht im Tauernhause.

In der vorigen Erzählung hat der Verfasser etwas von bunten Reisegesellen im Tauernhause geschrieben und auch manch schönen Dank und Brief dafür bekommen. Unter andern ist er auch an sein Versprechen erinnert worden, von M a st e r B r o w n des nähern erzählen zu wollen. „Versprechen macht Schulden, und Schulden müssen bezahlt sein," sagte einst mein alter bergischer Freund, dem ich in dieser Beziehung bis über die Ohren in Schulden zu sitzen schien, und der darum diesen zarten Rippenstoß nicht für überflüssig hielt. Nun denn.

'S gibt bei Gastein einen herrlichen Punkt, der dem Verfasser besonders lieb geworden. 'S hat ja jeder nach seinem Geschmack sich ein Lieblingsplätzlein in solch einer Gegend er-

koren; da wächst er hinein und es wächst in ihn. Es ist gerade, als sprächen die zwei miteinander und als sagte solch ein lauschig Plätzlein beim Ankommen eines Pilgers: „Aha, da kommt der wieder! 's ist doch nett von ihm, daß er mich nicht vergißt", gerade wie ein Wirt aus alter, guter Zeit einen Gast begrüßt, der oft schon bei ihm eingekehrt und auch diesmal nicht neben vorbeigefahren zum Hotel ersten Ranges. — Es ist die „Pyrkers-höhe," so genannt nach jenem frommen und poetischen Prager Erzbischof Ladislav Pyrker, der manch schönes friedevolles Lied gedichtet hat, was just nicht die Passion von allen Erzbischöfen in heuriger Zeit ist. Dem war der Platz ans Herz gewachsen. Man steigt durch Forlen und Tannen zu dem mit Heidekraut bewachsenen kleinen Hügel hinauf, der sich zwischen zwei Täler legt und sie scheidet, zwischen das Gasteiner und Böckſteiner Tal und öffnet nun, wie ein herrlicher Janustempel, seine doppelten Pforten, eine nach Morgen, die andere nach Abend. Im kleinen runden Hüttchen sieht das Auge beide Täler zugleich, und man weiß nicht, was schöner: ob das Böckſteintal, aufſteigend bis zu den ernſten Schneehäuptern, dem Herzog Ernſt und seinen Genossen; oder das Gasteiner, sich in zarten Linien hinab-

senkend und hinten in der Wetterwand sich verlierend.

Dort in dem Hüttchen trafen sich vor vielen Jahren just beim Spazierengehen zwei Badegäste; der eine war von rechts, der andere von links heraufgestiegen. Keiner hatte den anderen gesucht noch gebeten; denn auf solch einem Plätzlein ist man am liebsten allein und hat's nicht gerne, wenn noch einer sich dort auch ein bene tut und auch allein sein will; oder wenn er 's gar wie jener brave Schwabe macht, der, als er einen ihm bekannten Herrn so mutterseelenallein spazieren sah im Stuttgarter Schloßgarten in der Morgenfrühe, denselben anredete: „Schon so früh und ganz alleinig, Herr Staatsrat?" — „Ja," sagte der, „'s ischt mir am liebschten, ganz allein." „Aber dees freut mi jetzt, Herr Staatsrat! denken Se, dees ischt grad mein Passion au. Wisset Sie was? i will Sie all Morgen abholen." So trafen sich denn die zwei unvermutet. Sie kannten sich von der großen Atzung beim „Straubinger" her, dem damals einzigen Gasthof mit table d'hôte, und hatten sich dort gegenseitig angeschwiegen und nur dann und wann artig angegrinst, wenn sie sich die Sauce oder die Kartoffeln zu reichen hatten. Der eine von ihnen, ein großer, hagerer Herr, war ein

ganz vollendeter Schweiger, und deshalb suchte sein Vis-à-vis, den sein Beruf, Spitzbuben einzufangen, nur zu oft auf dies Studium wies, ihn aus seinem Gesichte heraus zu studieren. Aber auch die Mienen verrieten nichts; wenn je einmal ein Zucken übers Gesicht ging, so war's schneller verflogen als ein Wetterleuchten am Sommerabend. Und doch stand eine ganze Lebensgeschichte in diesen edlen, kranken Zügen. Es war wie Sonnenbrand auf seiner Stirn und Wangen, die Augen hatten etwas träumerisch-verschleiertes, halb-offenes, von wehmütigem Blick und Glanz. Das Aeußere war fashionabel bis ins einzelnste, jede Bewegung von feinstem Ton und Anstand. Sonst war alles Schweigen, höchst selten blitzten die beiden untadeligen Perlenreihen durch den „Zaun der Zähne" mit weiland Homer zu reden .Ebenso sehr aber schien auch den Herrn sein Vis-à-vis zu interessieren. Der war schon ein Schneehaupt; unter den buschigen Brauen blitzten zwei tief dunkle, kluge und forschende Augen; ein schwarzer Schnurrbart deckte nicht ganz die scharf und fein geschnittenen Lippen. Auch ihm sah man den Mann der großen Welt an. So speisten die zwei Tag für Tag ihren Straubinger ab, verbeugten sich artig und stumm beim Kommen und Gehen, waren aber

sonst wie zwei konzentrische Kreise, von denen jeder seinen Weg und Lauf hatte. Da trafen sie plötzlich oben auf Pyrkershöhe im Hüttchen zusammen, und zwar so, daß jeder, ohne den andern zu beachten, die Inschriften las, die die verschiedenen Wanderer dort in die Wände geschrieben und gekratzt hatten. Mit einmal stieß der schweigsame Herr einen tiefen Seufzer aus und setzte sich, bis auf den Tod ermattet, auf die Bank nieder. Teilnehmend trat sein Tisch-vis-à-vis auf ihn zu und fragte ihn, ob er ihm nicht Hilfe anbieten könne. In gebrochenem Deutsch antwortete er, ihn um seinen Arm bittend. Ehe sie das Hüttchen verließen, deutete er nur starren Blickes auf eine Inschrift, die ziemlich hoch oben stand. Dann stieg er, auf den Arm des Herrn gestützt, die Höhe eilig hinab, wo ihn das Vis-à-vis auf sein Zimmer brachte. —

* *
*

Seit dieser Stunde grüßten sie sich freundlich am Tische; denn nach wenigen Tagen war der kranke Herr, für den man wegen eines möglichen Herzschlages besorgt gewesen, wieder so weit genesen. Auf den Spaziergängen hatten die beiden geistvollen Männer Stoff genug, aus ihrem reichen Leben sich mitzutei-

len, die beiden konzentrischen Kreise fingen an sich zu berühren. Jener Stunde auf Pyrkers-höhe wurde mit keiner Sylbe eine Erwähnung getan. Sie war für beide ein Heiligtum, das keiner zu berühren wagte. Da nahten die Tage des Abschieds. Der Abschied, der die Leute scheidet, bringt sie zu gleicher Zeit auch oft näher. Was sonst nicht über die Lippen will, das drängt sich jetzt herauf. Kommt's aber da nicht zutage, wer weiß, wann es jemals wieder gelingt. Entweder erwärmt sich das Herz in dieser Stunde, oder es fängt an zu erkalten. Das mochte wohl der schweigsame, rätselhafte Herr fühlen, und zugleich, daß er dem Genossen eine Aufklärung schuldig sei. Kurz vor der Abreise lenkte er darum den Gang wieder hinauf nach Pyrkers Höhe, den beide bis dahin vermieden hatten. „Sie haben mich hier einst einen Augenblick schwach gesehen", sagte der Schweigsame, „und seitdem ein zartes Interesse für meine Person gezeigt. Ich habe Sie beobachtet seit dieser Zeit und einen gentleman in Ihnen gefunden. Ich bin es Ihnen und Ihrer Teilnahme schuldig, ehe ich dies schöne Tal verlasse, Ihnen eine Aufklärung zu geben. Hier oben jener Vers (ich glaube, er ist von Leopardi, dem reichbegabten, unglücklichen Italiener) war's, der für mich eine Erinnerung wach

rief, die den ganzen Schmerz meines Lebens ausmacht. Sie sehen in mir Lord . . . ., den ehemaligen Vizekönig von Indien. Ich hielt es nicht für nötig, hier meinen Namen in die Listen zu tragen und zog es vor, einen gewöhnlichen Namen zu nennen. Ich bin dadurch weniger behelligt. Ich war viele Jahre in Indien, und Sie sehen die Folgen davon an meinem Gesicht und an meinem Leiden. Aber nicht das Klima, noch die Anstrengungen des Dienstes haben mich gebrochen. Jener Vers hier oben sagt's. Sie werden ihn dann selbst lesen.

Auf meinen vielen Reisen ins Innere Indiens, bis hinauf zu den Nilagiris, den blauen Bergen, kehrte ich einst bei einem unserer Regierung befreundeten indischen Fürsten ein. Ich wohnte tagelang unter seinem Dache. Die kalte Höflichkeit wich bald einem herzlichen Verhältnis, und nach etlichen Tagen war auch der Kreis seiner Familie um uns versammelt. Dort habe ich in ein Menschenantlitz geschaut, das mich völlig hingenommen. Es war die zweite Tochter des Fürsten. Mit hohem, edlem Anstand trat sie herein, ein geborenes Fürstenkind. Aber als sie auf Befehl ihres Vaters den weißen, wallenden Schleier zurückschlug und ich Sara Lelia schaute, da verstand ich, warum

sie die „Fürstin der Nacht" genannt war. Aus einem fast milchweißen Antlitz, umflossen von rabenschwarzem Haar, strahlten zwei Augensterne mir entgegen, deren Glanz ich Ihnen nicht beschreiben kann. Und doch — es war nicht dies allein, was mich hingenommen. Ich weiß, daß Schönheit nur eine Schale ist, die trotz aller Herrlichkeit um so enttäuschender wirkt, je weniger sie einen herrlichen Inhalt birgt. Aber ihr lebhafter Geist, die feinen geistvollen und doch so naiven Fragen und Antworten, dazu die Tiefe der Empfindung nahmen mich kaltenMenschen des Nordens völlig hin. Es war eine ganze Welt in diesem Gemüt verschlossen, alles noch verschleiert, sie selbst wie eine Lotosblume um Mitternacht blühend. Das sind m e i n e Menschen, Herr, Menschen mit Hintergrund, Menschen der Ahnung.

Wir schieden. Sie versprach mir zu schreiben, ich hatte, da sie vollkommen englisch sprach, ihr Bücher zugesagt. Sie schrieb durch ihre Dienerin, da sie selbst nicht schreiben durfte. Ich übergehe die Zeit des Briefwechsels; ich sage Ihnen nur, daß sie im Herzen bereits Christin war, als ich sie zuerst sah. Sie war's durch ihre Dienerin geworden, die es schon längst war. Ihr ganzer Sinn war Suchen nach Licht und Wahrheit. Meine Neigung

wurde immer tiefer und inniger, und ich verhehlte sie ihr nicht. Sie sandte mir darauf einen Blumenstrauß, aus dessen Zusammenstellung ich sah, daß ich auch ihr Herz gewonnen. Ich machte mich auf zu dem Fürsten, um ihre Hand anzuhalten. Mit der größten Freude gab er mir sein Jawort. Ich kann Ihnen mein Glück nicht beschreiben. Der Tag der Trauung war festgesetzt. Ich sollte ihr bis zu einem bestmmten Orte entgegenziehen, der Vater der Braut sie mir dahin bringen, und dann sollte in Madras die Hochzeit sein, nachdem sie vorher vom Bischof getauft sei. Das alles sollte, um jedes Aufsehen unter den heidnischen Hindus zu vermeiden, in der Nacht geschehen, so daß sie im Morgengrauen mit mir ziehen sollte. Am bestimmten Tage machte ich mich mit einer beträchtlichen Karawane auf. Ich hatte den schönsten Schmuck für sie in England fertigen lassen, zu Hause alles für sie eingerichtet. Die festgesetzte Stunde des Eintreffens auf der Begegnungsstation war vorüber, es ließ sich nichts aus der Ferne sehen. Da, um Mittag, kam ein kleiner Zug, in ihrer Mitte die treue Sklavin, aufgelöst in Tränen. Ihre Erzählung war ebenso kurz wie traurig. Als der Brautzug sich am Abend in Bewegung setzte und schon eine Strecke weit war, wurde

der Zug plötzlich von einem großen Haufen Bewaffneter überfallen. Im Getümmel und Handgemenge, wobei der Vater Sara Lelias verwundet wurde, verschwand plötzlich die Braut. Auf ein Pferd gehoben, sauste sie dahin mit ihren Begleitern — wohin, weiß ich bis zur Stunde nicht. Sie sei als Kind in der Wiege einem indischen Fürstensohn angetraut gewesen, der sie rechtmäßig entführt. Im Hause des Fürsten selbst mußten Verräter gewesen sein, und ob nicht der Vater selbst unter ihnen der Hauptverräter war, sei sehr zweifelhaft. Aber das schmerzlichste war, ich konnte keine Klarheit erhalten, ob nicht Sara Lelia selbst im letzten Augenblick dem Fremdling den Abschied gab, um den heimischen Fürstensohn zu nehmen, und ob nicht die ganze Sache des Raubes nur abgekartet war; oder ob sie wirklich wider Willen geraubt und nun für immer im Frauengemach für die Welt verschwunden ist. Ich weiß es nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß ich vernichtet war. Meine Kraft ist gebrochen seitdem, mein Körper hielt, ohnehin vom Fieber oft heimgesucht, diesen Schlag nicht aus. Ich habe meine Demission gegeben, nachdem ich durch Monate hindurch hoffnungslos darnieder lag. Ich bin seit etlichen Jahren wieder zurück und lebe allein, aber die Wunde

im Herzen heilt nicht; man hat mich nach Gastein geschickt, hier zu gesunden. Ich gehe morgen über die Tauern nach Italien. Leben Sie wohl, haben Sie Dank, daß Sie einem alten, gebrochenen Mann so lange zugehört haben. Ich werde Sie nie vergessen, und" — nach langer Pause mit erstickter Stimme — „Sara Lelia."

Damit drückte er seinem Genossen die Hand und stieg eilend von der Pyrkerhöhe hinab. Die Schrift ist seitdem ausgetilgt und durch andere Hände überschrieben; sie lautete:

Es pflanzt ins Meer,
Es säet in den Sand,
Wer seine Hoffnung gründet
Auf das Herz einer Frau.
Gastein. Pyrkershöhe.
Hindostan.

Der aber folgenden Tags den schmalen Tauernpfad hinauf stieg mit seinem James, dem biedern Rotkopf, (eben von Pyrkers Höhe kommend, die er im Morgengrauen noch einmal allein besucht hatte), und sich im Tauernhause häuslich niederließ, als der Schneesturm losbrach, das war in der Welt Lord . . ., im „Fremdenbuche" aber und der „Sommerfrische" — „Master Brown" aus London.

Verlag von Wiegandt & Grieben in Berlin. — Druck von Albert Damcke,
Berlin-Schöneberg.







Kroll's Buchdruckerei, Berlin S., Sebastianstr. 76.